

Der Reidenmeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Nr. 197

29. Januar 2014

Geschichten vom Wesselberg

Gerhard Rüsseler



Abb. 1) Der Hof Hinterwesselberg im Winter 1932/33.

Vorbemerkung

Inzwischen sind 105 Jahre vergangen, dass meine Großeltern mütterlicherseits auf dem Wesselberg sesshaft wurden und eine Familie gründeten. Meine Mutter Meta wurde dort vor 101 Jahren geboren und meine Wenigkeit im Kriegsjahr 1942. Mein Vater war wie viele seiner Altersgenossen im Krieg. Meine Eltern und ich lebten in Lüdenscheid, ungefähr 2 ½ km entfernt. Bis ich 1962 Lüdenscheid verließ, verbrachte ich fast alle meine Schulferien und viele Wochenenden auf dem Wesselberg. Es war eine sehr schöne Zeit, trotz der Kriegsfolgen,

den vielen Toten und Verletzten, den Zerstörungen in den Städten, der wirtschaftlichen Not und den einsetzenden Flüchtlings- und Vertriebenenströmen. Von diesen Dingen bekam ich nicht viel mit, so dass meine Jugend davon fast unbeeindruckt verlief. Der Wesselberg war eine kleine, intakte Welt in freier Natur mit einer stabilen Großfamilie und vielen kleinen Erlebnissen, von denen ich berichten will.

Die Waldecker

Mit Beginn der Industrialisierung, besonders im Ruhrgebiet, zog es viele junge Leute in die

Industriestädte und auch ins übrige Westfalen, wo gleichzeitig eine Kleinindustrie entstand. Um 1900 lebten z. B. im Wuppertal mehr gebürtige Waldecker Menschen als in Korbach, der größten waldeckischen Stadt. Welche Gründe hatten sie, ihre Heimat zu verlassen? Der hauptsächliche Erwerbszweig in Waldeck war bis zum Beginn des 20. Jh. die Landwirtschaft. Der Boden war allerdings nicht besonders fruchtbar. Um die Bauernhöfe als Existenzgrundlage einer Familie zu erhalten, durften sie nicht geteilt werden. Da die durchschnittliche Kinderzahl in den Familien

bei fünf bis sechs Kindern lag, blieb den meisten Nachkommen nichts anderes übrig, als ihre Heimat zu verlassen. Das Tal der Wupper wurde häufig als Zielort gewählt, weil die Städte Barmen und Elberfeld beste Arbeitsmöglichkeiten boten. Die Städte des Ruhrgebietes waren zu dieser Zeit in der wirtschaftlichen Entwicklung noch unterlegen. Außerdem vermittelten die Upländer Linnenhändler oder die Handwerker auf Wanderschaft manchem Waldecker Mädchen und Jungen eine Lehrstelle im Wuppertal. Andere Arbeitsplätze wurden durch verwandtschaftliche Beziehungen besorgt. So zogen ledige Männer und junge Mädchen, oftmals auch mehrere Geschwister, mit ihrem armseligen Besitz zu Fuß ins Wuppertal. Dazu brauchten sie zwei bis drei Tagereisen.

Ab 1872 konnte man die Eisenbahn benutzen, was jedoch selten in Anspruch genommen wurde, denn nur wenige hatten Geld für eine Fahrkarte. Im Wuppertal angekommen, arbeiteten die Waldecker häufig als Schneider, Schreiner, Schmied, Kutscher, Pferdebahnschaffner oder Fuhrmann. Da die meisten Waldecker mit Pferden großgeworden waren, drängten sie auch in entsprechende Berufe. So nannte man in Barmen und Elberfeld bald alle Fuhrleute ganz allgemein „Die Waldecker“. Die ausgewanderten Mädchen verdienten ihr Geld in der Regel als Dienstmägde. Bald erhielten die Daheimgebliebenen Nachricht von den gut verdienenden Verwandten, was weitere Auswanderungen nach sich zog. Das Wuppertal lockte immer mehr junge Leute aus Waldeck an. Die Zuwanderung nahm derart zu, dass die Großstadt Barmen-Elberfeld als „heimliche Hauptstadt Waldecks“ bezeichnet wurde.

In den Städten gab es Waldecker Vereine, so auch in Lüdenscheid. Im Bergischen Land und im Sauerland verließen alteingesessene Bauern ihre Höfe, besonders dann, wenn die Höfe nicht ihr Eigentum waren, um in den aufstrebenden Industriestädten ein besseres Auskommen zu finden. Die Landwirtschaft im Sauerland brachte, im Gegensatz zur nahen Soester Börde oder zur Kölner Bucht, wesentlich weniger Erträge. Die hier freiwerdenden Höfe wurden oft von Waldeckern besetzt.¹

Nachfolgend einige typische Namen, die in Waldeck mindestens seit 1700 nachgewiesen werden können, und die, besonders im Bergischen Land und im Märkischen Sauerland, öfter zu finden sind: Backhaus, Bangert, Beck, Behle, Berthold, Beste, Bick, Böhle, Bornemann, Brüne, Bunsen, Butterweck, Contzen, Dämmer, Eckhard, Emde, Engelhardt, Fastabend, Figge, Fingerhut, Fisseler, Flamme, Frese, Friedewald, Göbel, Götte, Grebe, Gröteke, Hartmann, Hesse, Henschen, Hillebrand, Horsel, Hunold, Isenberg, Jacobi, Kelter, Kerkmann, Kesthans, Kesting, Kiepe, Knust, Köchlin, Koppen, Kornemann, Kütthe, Lahme, Leinecke, Leonhard, Lohoff, Lukey, Metten, Nüchel, Pieper, Pistorius, Pohlmann, Rauch, Runte, Rüsseler, Saure, Schake, Scherbe, Schüttler, Stracke, Suden, Tepel, Wäscher, Wilke, Winterberg, Ziesenheim, Zölzer. Die Schreibweisen können variieren, z. B. Wilke Willcke, Willeke, Willecke, Willken.

Bewohner des Hofes Hinterwesselberg bis 1974

1396 Junker Rutger van Wesselberge
 1400 Aleke Wesselberg, Witwe des Diderich Wesselberg
 1477 Nuse van Wesselberge
 1492 Everde van Wesselberge
 1624 Stephan Althof zu Wesselberge und seine Frau Margreite
 1635 Rotger zu Wesselberge
 1635 Henrich, Rotgern Sohn zu Wesselberg



Abb. 2) Familie Karl Frese sen. um 1916 auf dem Wesselberg.

1795 Hermann Diedrich Winter zu Hinterwesselberg
 1797 Wittib Winter zu Hinterwesselberg
 ca. 1832 – 1856 Peter Caspar Schmidt
 1856 – 1888 Friedrich Berges
 1888 – 1893 Friederike Berges
 1893 – 1900 Robert Berges
 1900 – 1909 Wilhelm Götte
 1909 – 1974 Karl Frese sen. und Karl Frese jun.²

Ab 1900 stammten die Bewohner des Hofes Hinterwesselberg aus Berndorf, einem kleinen Dorf in Waldeck, etwa 3 km nordöstlich von Korbach. Im Jahr 1900 übernahm Wilhelm Karl Louis Götte, * 22. Sept. 1874 in Berndorf, zusammen mit seiner Frau Caroline Marie Emilie Frese, * 27. Juni 1878 in Waldeck, den Pachthof Wesselberg 28. Kurze Zeit später kam der Bruder der Ehefrau,

Karl Christian Louis Heinrich Frese (mein Opa), * 18. Mai 1884 in Berndorf, als Knecht auf den Hof. Im Jahr 1909 übernahm Wilhelm Götte einen Hof in Sonderfeld bei Leifringhausen. Der bisherige Knecht Karl Frese führte daraufhin den Pachthof Wesselberg 28 weiter und baute sich damit eine Existenz auf. Am 10. Okt. 1908 heiratete er Marie Caroline Friederike Pohlmann (meine Oma), * 17. März 1886 in Helmscheid, einem kleinen Dorf, heute der nördlichste Stadtteil von Korbach. Der älteste urkundlich erwähnte «Mathias» Pohlmann wurde um 1590 in Ottlar, heute ein kleiner Ort im heutigen Naturpark Diemelsee, geboren, der älteste urkundlich erwähnte «Conrad» Fresen um 1686 in Berndorf.

Im Jahr 1909 wurde das erste Kind meiner Großeltern, Karl Frese jun., geboren. Nach



Abb. 3) Die Eheleute Karl Frese sen. und Marie, geb. Pohlmann, mit den Kindern Karl jun., Robert, Meta und Mariechen, um 1920.

¹ Klaus Göbel: Wuppertal - heimliche Hauptstadt von Waldeck, Wuppertal 1964

² Gerhard Rüsseler: Aus der Geschichte des Wesselbergs, in Der Reidemeister Nr. 192 vom 28. 11. 2012, S. 1638 - 1644

damaligem Recht konnte er ca. 30 Jahre später den Hof von seinem Vater übernehmen und im Jahre 1942 eine eigene Familie gründen. Am 27. Mai 1947 wurde deren Tochter Marie-Luise geboren, die ab 1974 mit ihrem Mann und ihren Eltern zusammen bei Halver einen eigenen Hof bewirtschaften konnte. Damit ging die Zeit des Hofes Wesselberg 28 als Vollerwerbslandwirtschaft zu Ende. Es folgten einige Jahre mit wechselnden Pächtern und mit Leerständen, bis im Jahr 1998 das Dachdeckerehepaar Christiane und Udo Weigand den Hof pachteten und diesen auf vorbildliche Art und Weise restaurierten. Sicherlich findet hier keine Landwirtschaft mehr statt, aber die wechselvolle Geschichte des Hofes ist noch an jedem Balken oder an dem Fischgrätmuster des Steinbelages der Deele abzulesen.

Doch zurück zu meinen Großeltern. Beide, gebückt von der jahrzehntelangen schweren Arbeit in der Landwirtschaft, waren im Alter immer für uns Kinder da. Die Erwachsenen hatten zu tun. Zeit für Gespräche und Spiele hatten sie nur sonntags oder am späten Feierabend. Leichtere Arbeiten übernahmen die Großeltern selbstverständlich. Dabei wurden wir Kinder meistens mit eingebunden. Sie erklärten uns dieses und jenes und verstanden es, unsere Motivation durch ein Lob hier und da geschickt zu stärken. Die Großmutter erzählte gern aus ihrer Kindheit in Helmscheid. Sie war als drittes von fünf Kindern geboren. Im Alter von 22 Jahren heiratete sie ihren Karl. Sie blieb mit ihrem Heimatdorf verbunden. Nach Möglichkeit machte sie einmal im Jahr eine Woche „Urlaub“ in Helmscheid.

Der Opa wurde als sechstes von elf Kindern geboren. So kamen meine Großeltern, wie so viele aus Waldeck, ins Sauerland, wo die Bedingungen für die Landwirtschaft noch um einiges schlechter waren als zu Hause. An eine Heirat war erst zu denken, wenn die wirtschaftliche Grundlage des jungen Paares gesichert war. So musste sich mein Großvater einige Jahre im Sauerland als Knecht verdienen, bevor er einen Hof, den Wesselberg, pachten konnte. Zeitweise war er zwischen 1902 und 1904 am Bau der Fürwiggetalsperre beschäftigt. Mit einem Pferd und einer einfachen Kippkarre beförderte er Erdaushub und Baumaterial. Erst danach konnte er in seinem Heimatort Berndorf um seine Marie freien. Das ging so, dass man zu den Eltern der Angebeteten ging, seine wirtschaftliche Position und Zukunftsaussichten beschrieb und dann um die Hand seiner Zukünftigen anhielt. Zur wirtschaftlichen Absicherung bei Unglücken oder Todesfällen waren Eheverträge damals durchaus üblich.

Da der Karl in Berndorf als fleißig und ehrenhaft bekannt und die Marie nicht abgeneigt war, wurde in Berndorf geheiratet, bevor man sich mit der Aussteuer der Braut und dem wenigen Hausrat, den man sich leisten konnte, mit dem Zug auf den 133 km langen Weg nach Lüdenscheid machte. Korbach hatte in den letzten Jahren des 19. Jh. einen Bahnanschluss erhalten. Opa konnte von seinem Vorgänger auf dem Wesselberg, Wilhelm Götte, viele landwirtschaftliche Geräte und Inventar übernehmen. Man war im Sauerland keineswegs allein unter Fremden. Viele Waldecker waren dort auf Pachthöfen und als Handwerker untergekommen. In unmittelbarer Nähe lebten u. a. drei verheiratete Schwestern vom Opa: Caroline Götte in Sonderfeld, Emilie Louise Friederike Catharine Fingerhut, * 6. März 1882, in Othlinghausen, sowie Louise Borlinghaus, * 4. März 1897, in Felde. Auf dem Nachbarhof in Wesselberg lebte seit den 1920er Jahren die Familie Ludwig Kütke aus Helmscheid bzw. Mühlhausen. Man half sich gegenseitig, wenn es nötig war, und feierte alle Feste miteinander.

Oma und Opa hatten vier Kinder, 1909 wurde Karl geboren, der später den Hof übernahm, danach

Robert, der auf einen Hof in der Nähe von Halver einheiratete, danach Meta und Mariechen. Onkel Karl hatte eine Einheimische geheiratet, nämlich Elfriede Enneper, Tante Friedchen. Meine Kusine Marie-Luise Frese war bis zum Ende der 1950er Jahre meine Spielgefährtin auf dem Wesselberg. Zusammen mit meiner Schwester Christa, die Weihnachten 1949 geboren wurde, haben wir zusammen viele glückliche Stunden auf dem Wesselberg erlebt.



Abb. 4) Marie Pohlmann, später verh. Frese (rechts), mit ihrer Schwester Anna Pohlmann, um 1900.

Da man zunächst noch wenig landwirtschaftliche Maschinen hatte und der elektrische Strom erst ca. 20 Jahre nach der Hofübernahme durch meinen Großvater auf dem Wesselberg eingeführt wurde, waren weitere Helfer erforderlich. Bis in die sechziger Jahre hinein waren eine Magd und ein Knecht selbstverständlich. So waren bei den Mahlzeiten immer mindestens sechs, oft auch acht oder zehn Personen versammelt. Das hatte für uns Kinder den Vorteil, immer einen Ansprechpartner zu haben. Meistens war das allerdings die Oma, die immer gütig und liebevoll zu uns Kindern, ja zu allen Menschen war.

Gefahren

Der Herbst 1913 war nass und unfreundlich. Opa fuhr mit Pferd und Wagen die Ende September geernteten Kartoffeln zu seiner Privatkundschaft nach Lüdenscheid. Es hatte tagsüber wieder viel geregnet. Alle waren froh, als es endlich abends heimwärts ging. Wenn die Kartoffelsäcke mal da und mal dort abgeladen wurden, standen die Pferde oft still und mussten mit Pferdedecken abgedeckt werden, damit sie nicht krank wurden. Jetzt waren die Decken völlig durchnässt und mussten über Nacht getrocknet werden. Am nächsten Tag sollte es mit Kartoffelausfahren weiter gehen. Da die Tage schon recht kalt waren, wurde im Kinderzimmer tagsüber der alte Eisenofen mit Holz befeuert. Hier konnte nun eine der Decken zum Trocknen aufgehängt werden.

Am Abend, die Kinder Karl, Robert und Meta waren schon zu Bett gebracht, spülte Oma beim Schein

der Petroleumlampe das Geschirr. Plötzlich war ihr, als ob draußen vorm Küchenfenster ein Blitz vom Himmel herunterfuhr. Oma sprang mit einem Schrei auf: „Die Kinder, die Kinder!“ Sie und Opa stürmten die Treppe hinauf, rissen die Kinderzimmertür auf, von wo ihnen dichter Rauch entgegen quoll. Was war geschehen? Die Pferddecke war teilweise auf den Ofen gerutscht und hatte sich entzündet. Da sie jedoch noch nass war, brannte sie nicht, sondern glomm nur mit enormer Rauchentwicklung vor sich hin. Die Kinder, Meta, die Jüngste, war erst sieben Monate alt, Karl, der Älteste vier Jahre alt, lagen hüstend und wimmernd in ihren Betten. Opa riss zuerst das Fenster auf. Oma holte die Kinder aus den Betten und brachte sie hinaus an die frische Luft, wo der Hustenreiz schnell nachließ und sie sich beruhigten. Was wäre gewesen, wenn die Eltern zehn Minuten später gekommen wären?

Noch mal gut gegangen

Wie viele seiner Altersgenossen wurde auch mein Opa im Ersten Weltkrieg zu den Waffen gerufen. Das war hart für meine Oma, die nun mit drei kleinen Kindern und der Landwirtschaft ziemlich allein dastand. Glücklicherweise war zwei Jahre zuvor der am 5. Nov. 1898 in Helmscheid geborene Friedrich Pohlmann, ein Verwandter meiner Oma, auf den Hof gekommen. Zu Beginn des Krieges war er also gerade 15 Jahre alt und musste schon die schwere Arbeit des Bauern übernehmen. Im Sommer 1916 fuhr man wie jedes Jahr die Heuernte ein. Meine Oma war oben auf dem Heuwagen und verteilte das Heu, welches der junge Friedrich ihr mit der Heugabel hinaufreichte. Die Kinder: Karl, 7 Jahre, Robert, 6 Jahre, meine Mutter Meta, 3 Jahre alt, spielten derweil in der Nähe auf der Wiese. Es war sonst niemand auf dem Hof, der auf sie aufpassen konnte. Ganz nah floss die Mintenbecke vorbei, ein Flüsschen, ca. 1,5 m breit und bis zu 70 cm tief. Wie Kinder nun mal sind, werden sie, trotz aller Ermahnungen und Verbote, vom Wasser magnetisch angezogen. So kam, was kommen musste, ein Aufspritzen, ein ängstliches Geschrei der älteren Geschwister, Klein-Meta lag im Bach und wurde langsam davon getrieben. Geistesgegenwärtig sprang der junge Friedrich hinterher, bekam sie zu fassen und konnte sie vor dem sicheren Tod retten.

Der unselige Krieg war zwei Jahre später aus, Opa wurde gesund aus der Armee entlassen und kehrte glücklich nach Hause zurück. Noch mal gut gegangen!

Roberts erstes Motorrad

Onkel Robert war immer für Neuerungen zu haben, nicht unbedingt zur Freude seines Vaters. Früher war man da noch sehr konservativ. Robert arbeitete in seiner Jugend, ungefähr im Jahr 1928, auf einem großen Gut bei Königsforst in der Nähe von Bonn. Dort kamen die neuesten Maschinen und Methoden zum Einsatz. Natürlich gab es dort auch schon ein Motorrad, um auf den großen Ländereien schnell mal Besorgungen machen zu können. An einem Wochenende durfte sich Robert das Motorrad ausleihen, um damit nach Hause zum Wesselberg zu fahren. Der Zufall wollte es, dass sein Vater dort stand, als Robert in einer Staubwolke laut knatternd auf den Hof gefahren kam. Sein Vater befürchtete Schlimmes: „Hast du nichts Besseres zu tun, als von deinem sauer erarbeiteten Geld gleich so ein Teufelswerk, so ein stinkendes und knatterndes Motorrad zu kaufen...?“ Das war nur die Einleitung zu einer längeren Standpauke, bei der Robert zwar wusste, unberechtigt ausgeschimpft zu werden – schließlich hatte er das Motorrad nur geliehen – aber wenn es schon mal so war, schwieg er lieber. Er hätte sich wohl überhaupt nicht getraut, ein Motorrad zu kaufen. Nachdem seines Vaters Zorn verrauchte, das Wochenende zu Ende und Robert

wieder bei seiner Arbeitsstelle auf dem großen Gut war, fuhr er bei nächster Gelegenheit in die Stadt und kaufte nun sein eigenes Motorrad. Bei seinem nächsten Besuch daheim merkte niemand, dass das ein anderes Motorrad war, und die Standpauke hatte er ja schon hinter sich.

Roberts erstes Auto

Nachdem Onkel Robert einen eigenen Hof bewirtschaftete, dauerte es nicht lange, bis er sich ein eigenes Auto leisten konnte, einen Opel Kadett. Das war kurz vor dem Krieg. Als der Krieg begann, wurden bald die ersten Privatautos eingezogen. Onkel Robert überlegte nicht lange. Er stellte sein Auto auf den Hof, montierte alle Räder ab und vergrub sie. Dann stellte er Strafanzeige gegen Unbekannt wegen Reifendiebstahls. Nach einigen Monaten kam mit der Post die Aufforderung, dass er sein Auto in Halver am Rathaus abzugeben habe. Er fuhr zum Rathaus, zeigte eine Kopie seiner Anzeige und stellte fest, dass das Auto nicht fahrbereit sei. Seltsamerweise kam auch niemand, um sein Auto zu holen. Bald darauf wurde er eingezogen. Er kam glücklicherweise an die Front nach Norwegen. Dort war es nicht so gefährlich wie in Frankreich oder gar Russland. Der Opel stand während der Kriegsjahre auf dem Hof, ohne Räder. Man hatte ihn behördlicherseits wohl vergessen. Als sich der Krieg seinem Ende näherte, wurde das Auto jedoch in der Scheune tief im Heu versteckt. Nach der Kapitulation wurde es auch von den englischen Soldaten nicht entdeckt. In der unmittelbaren Nachkriegszeit gab es kein Benzin. Entweder musste man aufs Autofahren verzichten oder sein Auto mit Holzvergaser ausrüsten. Onkel Robert hatte andere Pläne. Eine neue Scheune sollte gebaut werden. Das Geld war vor der Währungsreform nichts mehr wert. Aber er hatte ja noch den Opel. Er setzte sich mit der Gutsverwaltung von Neuenhof in Verbindung. Schnell wurde man sich einig, einen kaum gebrauchten Opel Kadett gegen eine Ladung Bauholz aus den Neuenhofer Wäldern zu tauschen.

Heuernte

Im Lauf der Jahreszeiten war für uns Kinder die schönste Zeit die Heuernte. Da waren die großen Schulferien. Es war warm, meistens schönes Wetter. Wir liefen leicht bekleidet, oft barfuß, herum. Die Tage waren lang. Abends sanken wir todmüde ins Bett und schliefen sofort ein. Natürlich mussten wir bei der Heuernte helfen, aber nicht immerzu. Wir hatten genug Zeit, uns in der Mintenbecke

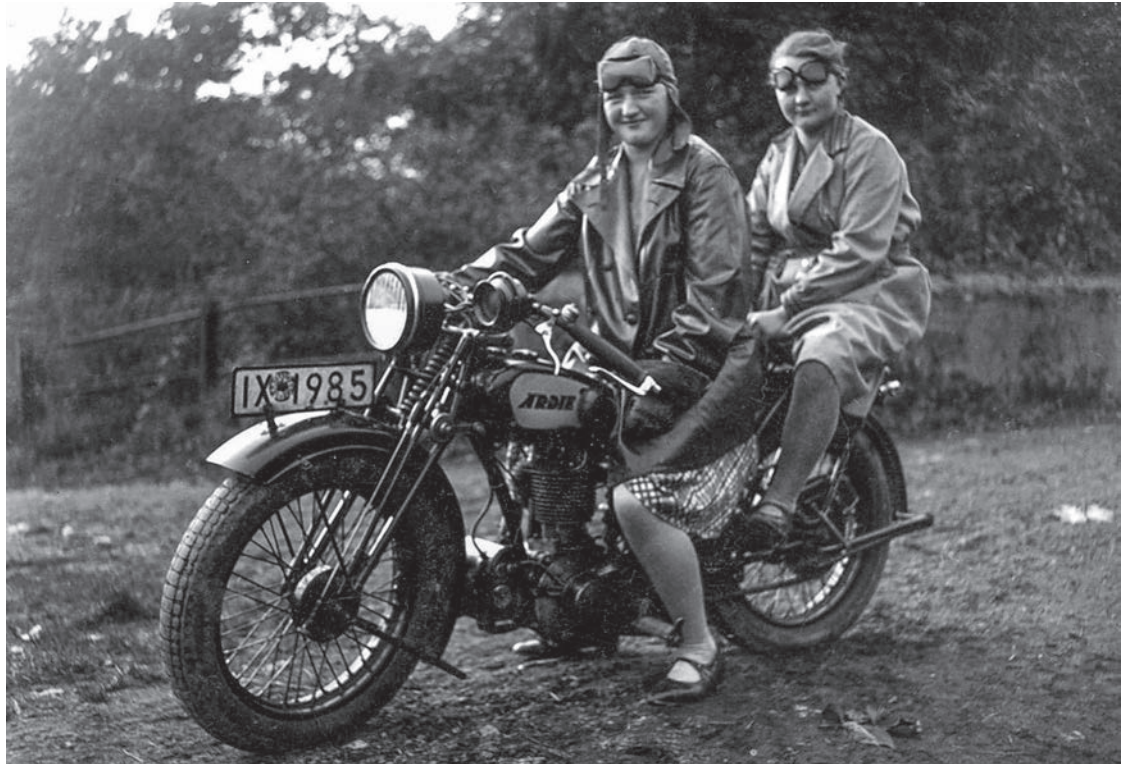


Abb. 5) Die Schwestern Meta und Mariechen Frese auf Bruder Roberts Motorrad.

zu vergnügen. Wir versuchten, Fische zu fangen, - Forellen gab's genug - bauten Dämme, spielten im nahegelegenen Steinbruch und hatten immer Hunger. Das Heu eignete sich hervorragend zum Spielen. Man konnte darin herumtollen, sich verstecken. Vor allem Mutproben auf dem Heuboden waren immer angesagt. Das funktionierte so: Der Heuboden auf dem Wesselberg war ein ca. 30 m langer, 12 m breiter und 15 m hoher Raum im Dachgeschoss, der nur für die Speicherung von Heu, Klee und gelegentlich Stroh vorgesehen war. Befüllt wurde er überwiegend mit einem Heuaufzug, und zwar abschnittsweise, so dass immer unterschiedliche Höhenniveaus entstanden, teilweise mit erheblichen Höhenunterschieden. Das Heu war weich und federte sehr gut. Wer sprang am tiefsten hinunter? Wichtig war auf jeden Fall, sich ruhig zu verhalten, damit die Erwachsenen nichts hörten, denn eigentlich war es auf dem Heuboden für Kinder viel zu gefährlich. - War endlich alles Heu eingefahren, konnte man gut Hütten und Höhlen bauen. Zu den Höhepunkten gehörte das Versteckspielen, nicht nur auf dem Heuboden. In gewissen Abständen waren im Dach

Glaspfannen eingesetzt, welche genug Licht herein ließen, um Wildwestromane oder sonstige Abenteuergeschichten zu lesen. Rauchen oder offenes Feuer waren strengstens verboten, woran wir uns selbstverständlich hielten. Das gehörte zu den Tabus, die ohne Wenn und Aber auch von uns Kindern eingehalten wurden.

Wasser

Eins der schönsten Dinge auf dem Wesselberg war das Wasser. Es kam in den vielfältigsten Formen vor: Der Hofteich war in erster Linie Wasserreservoir für Brände. Bis zum Anfang des 20. Jh. war das Dach noch strohgedeckt. Da konnte ein Brand im Nu die ganze Existenz vernichten. In sehr trockenen Sommern versiegte der Brunnen des Hofes. Da war man froh, wenn im Teich noch etwas Wasser für das Vieh vorhanden war. Schließlich gab es im Teich fast immer Fische, die ab und zu den Speisezettel bereicherten. Im Frühjahr fand sich regelmäßig jede Menge Froschlaich. Der wurde beobachtet, bis die Kaulquappen schlüpften. Gelegentlich warfen die Jungen auch mit dem Laich. Die Mädchen quitschten dann vor Aufregung und rannten schnell weg. Man konnte stundenlang auf dem Bauch am Ufer liegen und alles beobachten, was im Wasser schwamm: Fische, Frösche, Libellenlarven, Molche, Wasserkäfer, Wasserläufer. Zwischendurch wurde die Geschicklichkeit geübt, indem man versuchte, alles Mögliche mit den Händen zu fangen, wozu man sich ab und zu überwinden musste. Eine Mordsgaudi war es, wenn eins von uns Kindern mal ungeschickt oder leichtsinnig war und plötzlich im Wasser landete. Das war nicht weiter gefährlich, denn der Teich war nur einen halben Meter tief, dafür allerdings sehr schlammig. In Opas Werkstatt konnten wir nach Herzenslust Wasserräder bauen oder Schiffchen, die dann stundenlang auf dem Teich hin und her schwammen. Zum Schluss wurden die Schiffe mit Hilfe von Steinen oder Pfeil und Bogen oder selbstgebastelten Schussapparaten versenkt. Die Krönung unserer Unternehmungen war ein schwimmfähiges Floß aus verschiedenen Materialien: Bretter, Balken, alte Fässer, Autoschläuche usw. Nicht weniger spannend war es, mit einer alten Zinkbadewanne auf dem Teich zu schippern. Das erforderte jedoch besondere Geschicklichkeit, denn die Wanne war sehr kippelig. Außer dem Teich am Haus gehörte auch die Mintenbecke im Tal zu unserem Wasserreich. Das kleine Flüsschen war für Kinder ab sechs Jahren nicht



Abb. 6) Die Wesselberger bei der Kleeernte.

mehr gefährlich. Die Mintenbecke schlängelte sich etwa einen Kilometer durch die Wiesen des Hofes, manchmal träge dahin fließend, so dass man im klaren Wasser die Forellen schwerelos dahingleiten sah, manchmal schnell über Geröllbänke schießend. Hier konnte man besonders gut Dämme bauen und sich im Fischfang üben. Eine der schnellen Forellen zu fangen, wollte uns jedoch nicht so leicht glücken. Das schafften nur die größeren Buben oder die Erwachsenen. Am nachfolgenden Festessen daheim durften wir uns dann allerdings beteiligen.

Die Tiere

Für uns Kinder waren die nächsten Tiere Katzen und Hunde. Beide „wohnten“ sozusagen mit im Haus. Beide erhielten das, was von unseren Mahlzeiten übrig blieb, in ihren gemeinsamen Fressnapf auf der Deele. Mit beiden konnte man ausgezeichnet spielen. Beide bekamen mindestens einmal im Jahr Junge, mit denen man noch besser spielen konnte. Während die Hunde ihre Jungen nur einfach in einer Holzkiste auf der Deele zur Welt brachten, war das bei den Katzen schon spannender: Sie versteckten ihre Jungen irgendwo, je nach Intelligenzgrad an den unmöglichsten Stellen, meistens auf dem Heuboden. Dann legten wir uns auf die Lauer und passten auf, wohin die Mutterkatze verschwand. Vorsichtig versuchten wir, ihr zu folgen. Jedoch konnten wir uns nicht immer jedem Wurf nähern. Manche Muttertiere fauchten und schlugen mit den Krallen nach uns. Da mussten wir viel Geduld haben. Später, wenn die Augen schon auf waren und die jungen Kätzchen herum sprangen, sich balgten, sich in den eigenen Schwanz bisßen, zum ersten Mal von der Mutter lebende Mäuschen vorgelegt bekamen, haben wir manche Stunde dagebessessen und aus vollem Halse gelacht. Für uns hatten vor allem junge Tiere einen höheren Stellenwert. Sie sind spielfreudiger und duldsamer als die älteren.

Am zweitwichtigsten waren die Kühe, nicht, weil wir mit ihnen spielten, sondern weil wir sie oft aus dem Stall zur Weide und zurück bringen mussten, meistens zu zweit und in einem überschaubaren Zeitraum von 15 bis 20 Minuten. Im Stall wurden sie dann gemolken. Die Milch wurde am nächsten Tag zum Milchauto gebracht. Dadurch war uns früh bewusst, dass die Milch eine wichtige Einnahmequelle war, von der wir lebten. Kühe waren außerdem recht gutmütig. Angst brauchte man vor ihnen nicht zu haben. Jede Kuh hatte einen Namen. Wie der Opa oder der Onkel Karl sich den Namen jeder Kuh merken konnten, war uns allerdings immer ein großes Rätsel.

Bevor im Jahr 1954 der erste Traktor kam, standen immer drei Pferde im Stall. Nach unserer Meinung hatten sie die schwerste Arbeit zu leisten und erhielten dafür nur einfachste Kost: zum Trinken Wasser, allerdings gleich einen ganzen Eimer auf einmal, zum Fressen gehäckseltes Haferstroh, Heu oder geschnitteltes Rüben. Meiner Ansicht nach hätten sie besseres Essen verdient, als wir Kinder bekamen. Manchmal fraßen sie während der Arbeit ein paar Maul voll Gras vom Wegesrand. Allerdings wurden die Pferde auch von den Erwachsenen immer mit größtem Respekt behandelt. Man wusste, was man an ihnen hatte! War das Pferd nassgeschwitzt, wurde es abgerieben. Musste es im Winter kurzzeitig stehen, wurde es mit einer Pferdedecke geschützt. Man durfte es auf keinen Fall überanstrengen. Für gute Leistungen bekam es mal einen liebevollen Klaps auf die Schulter und eine Extraration, meist ein oder zwei Stück Zucker. Man konnte jedenfalls behaupten, dass das Pferd von allen Tieren den stärksten Familienanschluss hatte. Jedes Pferd hatte eine eigene Persönlichkeit und wurde individuell behandelt.

Der Hühnerhof

Eier wurden auf dem Bauernhof in großen Mengen



Abb. 7) Tasse und Untertasse mit dem Motiv „Hahn und Henne“ sind in der Zeller Keramik in Zell am Harmersbach entstanden. Die Fayence-Fabrik, 1794 gegründet, begann 1842 mit der Produktion von Porzellan. 1898 entwickelte der Maler Karl Schöner anlässlich der Geburt seiner Tochter das Hahn-und-Henne-Motiv, mit dem die Zeller Keramik weltweit bekannt wurde.

Die weiße Tischdecke wurde aus selbst angebautem Leinen im 19. Jh. in Helmscheid in Waldeck handgewebt. Sie wurde um 1965 von Meta Rüsseler, geb. Frese, mit einer selbstgehäkelten Spitze umfasst.

benötigt, nicht nur zu Ostern, wenn wir Ostereier um die Wette aßen, bis uns schlecht wurde. Am besten schmeckten die Eier wohl als Zutat zu den verschiedenen Kuchen, die jedes Wochenende und zu jeder Feier auf den Tisch kamen. Da jedoch auch Hühner alt werden und irgendwann keine Eier mehr legen, wanderte alle zwei Wochen eines von ihnen in den Suppentopf. Das war jeweils sonntags ein besonderes Festessen. Dazu gehörte leider auch die Beförderung der Hühner in die ewigen Jagdgründe. Das war Opas Aufgabe, der wir mit ängstlicher Scheu und einer Portion Grusel zusahen. Opa wusste immer, welches Huhn sozusagen fällig war. Mit sicherer Hand griff er sich das arme Tier und schleppte es zum Hackklotz im Schuppen. Hier vollzog sich des Huhnes Schicksal. Es wurde an den Beinen gepackt, Kopf nach unten. Dann bekam es einen Schlag mit einem Stock auf den Kopf, worauf es bewusstlos war. Anschließend wurde es auf den Hackklotz gelegt und mit scharfer Axtklinge der Kopf vom Rumpf getrennt. Danach durfte man es keinesfalls loslassen, sonst konnte es sogar noch weg fliegen! Das Huhn flatterte kopflos noch einige Zeit mit den Flügeln, was uns völlig unbegreiflich war, und vergoss seine letzten Blutstropfen. Die Blutspuren auf Hackklotz und Boden waren noch in den Tagen danach Anlass zum Fürchten. Die weitere Verarbeitung war Omas Aufgabe. Zunächst wurde das Huhn gerupft, d. h. seiner Federn beraubt. Dann wurde es aufgeschnitten und ausgenommen. Wir standen daneben und sahen in ehrfürchtigem Staunen, wie kompliziert das Innere eines Huhnes geschaffen ist. Zwei Stunden später saßen wir vor der duftenden Hühnersuppe und konnten es kaum erwarten, dass das Mittagsgebet, meist sprach es der Opa, beendet war. Hungrig waren wir eigentlich immer.

Schafe

Da ein Bauernhof früher auch ein Selbstversorgerbetrieb war, gehörten Schafe als Wolllieferanten immer dazu. Im zeitigen Frühjahr bekamen die Schafe ihre Jungen, meistens eins, seltener zwei Lämmer. Wie alle Jungtiere hatten die Lämmer ihre amüsanten Eigenarten: auf der Wiese heruntrollen, die seltsamsten Bocksprünge

vollführen, wie ein kleines Kind hinter der Mutter herlaufen, mit piepsiger Stimme nach Futter bzw. Frischmilch blöken. Beim Saugen am Euter der Mutter zappelte der Schwanz so schnell wie ein Flugzeugpropeller, warum, das konnte uns keiner so recht erklären.

Ein paar Wochen später kam der Schäfer Hömberg mit seinen Scheren und befreite die älteren Schafe von ihrer Winterwolle. Fast nackt standen sie dann in der noch schwachen Frühjahrssonne und froren jämmerlich. Die fettige Wolle musste zuerst vom groben Schmutz befreit werden. Anschließend wurde sie gewaschen. Dann trat Oma in Aktion. Wenn sie Zeit hatte, z. B. wenn es regnete, schnurrte das Spinnrad stundenlang. Faszinierend für uns, zuzusehen, wie aus dem Wollklumpen durch Muskelkraft, einer sinnvollen Anordnung von Maschinenteilen und den geschickten Händen unserer Oma sich der fertige Faden auf die Spule wickelte.

Von der Spule wurde die Wolle auf einen großen Haspel gewickelt. Man erhielt dadurch lockere Wollbündel, die leicht zu färben waren. Meist diente dazu ein Sud aus Zwiebelschalen - wie übrigens auch beim Ostereierfärben - der ein schönes Hellbraun ergab. Nach dem Trocknen der gefärbten Wolle gab es auch für uns Kinder etwas zu tun. Die Wolle musste zu Knäueln gewickelt werden. Der Eine musste die Wollschlingen über beide ausgestreckte Arme legen und aufpassen, dass sie nicht herunterrutschten. Der Andere musste wickeln, nicht zu locker, sonst fiel beim Stricken der Knäuel auseinander. Gestrickt wurde später, wenn die Frauen Zeit dazu hatten. Das Stricken ging fast automatisch. Man konnte dabei singen oder sich unterhalten. Fernsehen gab es noch nicht. Wie von selbst entstanden Socken, Strümpfe, Strickjacken, Westen, Handschuhe, Röcke, Mützen, ja in der schlechten Zeit nach den Kriegen sogar Unterhosen! Strümpfe strickte man mit drei bis vier Stricknadeln, Röcke mit einer Rundstricknadel. Das waren zwei Stricknadeln, welche durch ein elastisches Band miteinander verbunden waren. Bei allem Reden durfte man jedoch niemals vergessen, die Maschen zu zählen, sonst wurde aus dem Rock ein unförmiger Sack oder der Socken wurde zu kurz. Die meisten

Strickprodukte landeten unterm Weihnachtsbaum oder wurden zu einem Geburtstagsgeschenk.

Gewitter

Wenn ab dem Frühsommer schwere Gewitter tobten, bedeutete das große Gefahr für Haus und Hof. Bei diesen Naturereignissen brannten Jahr für Jahr im ganzen Land Bauernhöfe ab. Bis ins 20. Jh. waren die Dächer oft noch strohgedeckt. Telefon kam erst nach dem Zweiten Weltkrieg in die Bauernhöfe. Im Falle eines Blitzschlags war man meistens auf sich allein gestellt. Besonders nachts musste man auf der Hut sein. Die Hofbewohner saßen angekleidet in der Küche. Nach Einführung des elektrischen Stroms schlug der Blitz oft in die Überlandleitungen. Man zündete deshalb vorsorglich einige Petroleumlampen an. Wenn Scheunen und Heuboden teilweise oder ganz gefüllt waren, hatte man bei Ausbruch eines Feuers kaum eine Chance zum Löschen. Es blieb nur, das Vieh und einige Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Das Vieh, vor allem die Pferde, gerieten beim Wüten der Naturgewalten in Panik, vor allem in der Dunkelheit. Aus diesem Grund gingen die Stalltüren nach außen auf. Sie konnten, einmal geöffnet, nicht mehr von den hinausstürmenden Tieren zugestoßen werden. Man konnte von Glück sagen, wenn nicht alle Gebäude des Hofes in Brand gerieten, was besonders bei strohgedeckten Dächern leicht möglich war. Scheunen und deren Vorläufer, die sogenannten Haferkästen, wurden deshalb möglichst weitab vom Haupthaus oder vom Backhaus erbaut. Auf diese Weise ließen sich im Falle eines Brandes wenigstens die existentiell wichtigen Wintervorräte und das Saatgut retten. Kam es wirklich zu einem Brand, so war man der Hilfe der Nachbarn sicher. Sie halfen unentgeltlich aus mit Futter oder nahmen das Vieh zu sich in den Stall, bis die zerstörten Gebäude wieder errichtet waren.

Schlachttag

Regelmäßig im Winter wurden zwei Schweine geschlachtet. Dazu kam ein Bekannter oder Verwandter auf den Hof, der sich die Fertigkeiten des Schlachtens in seiner Jugend durch einen Älteren in der Familie oder Nachbarschaft angeeignet hatte. Er brachte seine wichtigsten Werkzeuge mit: ein paar scharfe Messer, die Knochensäge, Haumesser und den Bolzenschlagapparat. Am Vortag war



Abb. 8) Schlachttag auf dem Wesselberg.

alles Notwendige vorbereitet worden: Die große Holzbütte, in der sonst der Brotteig geknetet wurde, die zwei Fleischwölfe – der eine, um das Fleisch für die Wurst zu zerkleinern, der andere, um die Därme mit der Wurstmasse zu befüllen -, die alte Zinkwanne, in der die Schweine abgebrüht wurden, die kurze Leiter, an der die Schweine zum Ausnehmen und Zerteilen aufgehängt wurden. Große Tüten mit Salz, Pfeffer und sonstigen Gewürzen standen bereit. In der Waschküche musste der Waschkessel aufgeheizt werden, denn man brauchte viel heißes Wasser. Die großen Holzbottiche in dem Raum über der Küche standen zum Einpökeln der Schinken gesäubert bereit. Viele Kochtöpfe, Eimer und Pfannen warteten auf ihren Einsatz. War alles vorbereitet, konnte es endlich losgehen. Die erste der armen Sauen, die ihr Leben lassen sollte, wurde behutsam aus dem Stall herausgeführt. Als ob sie ahnte, was mit ihr geschehen würde, war sie nur schwer zum Verlassen ihres warmen Stalles zu bewegen. Endlich draußen wurde ihr der Bolzenschlagapparat an die Stirn gesetzt. Ein schneller Schlag mit dem Hammer und sie fiel augenblicklich laut- und bewusstlos auf die Seite. Nun wurde mit dem langen, scharfen Schlachtermesser die Halsarterie angestochen. Große, flache Schüsseln fingen das herausschießende, arterielle Blut auf, welches zur Herstellung der Blutwurst diente. Nach dem Ausbluten des Tieres, wurde es in die Zinkbadewanne gehoben und mit heißem Wasser übergossen. Mittels runder, nicht zu scharfer Kratzseisen wurde es anschließend von seinen Borsten befreit. Dazu musste immer wieder heißes Wasser übergossen werden, damit sich die Borsten leichter aus der Haut lösten. Danach wurde das Schwein aus der Zinkwanne gehoben und auf die kurze Leiter gelegt. Durch die Sehnen der Hinterbeine wurden zwei Fleischerhaken geschoben und in die Sprossen der Leiter eingehängt. Nun wurde die Leiter mit der daran hängenden Sau aufgerichtet und an eine Wand gelehnt, die Sau mit dem Kopf nach unten. Jetzt konnte sie bequem aufgeschnitten und ausgenommen werden. Die Innereien wurden fast alle verwertet: Därme für die äußere Wursthaut, Leber für die Leberwurst. Das Nierenfett wurde zu Schmalz ausgelassen. Die Nieren wurden später gebraten. Anschließend wurde das Schwein, beginnend vom Schwanz nach unten bis zum Kopf, der Länge nach mit Hackmesser und Knochensäge halbiert. Jetzt konnten beide Hälften von der Leiter abgenommen, ins Haus getragen und auf dem Tisch im Arbeitszimmer abgelegt werden. Bevor das Schwein weiter zerlegt wurde, musste erst der Fleischbeschauer kommen. Er wohnte an der Ahelle. Glücklicherweise wurden bei der Trichinenbeschau nie Fadenwürmer entdeckt. Ansonsten wäre das Fleisch nicht zum Verzehr freigegeben worden. Wir Kinder durften dabei auch mal durchs Mikroskop sehen. Die Vorder- und Hinterschinken sowie die Speckseiten auf den Rippen wurden herausgelöst und in den Raum über der Küche gebracht, wo sie in die Pökelfässer eingelegt wurden. Die restlichen Rippenstücke wurden zu Koteletts zerteilt. Sie waren zum alsbaldigen Verbrauch bestimmt. Kühlgeräte gab es noch nicht. Nun begann das mühsame Herausschneiden aller Fleischstücke von den Knochen. Die Stücke wurden durch den Fleischwolf gedreht. Das so entstandene Hackfleisch wurde in drei Durchgängen in der großen Holzbütte zu Dauerwurst, Blutwurst und Leberwurst verarbeitet. Kiloweise wurden Salz, Pfeffer, Muskat und andere Gewürze zugegeben und ordentlich durchgemischt. Dazwischen wurde immer wieder probiert und wenn erforderlich nachgewürzt.

Für den Metzger war es Ehrensache, dass die Wurst gut schmecken sollte. Eine versalzene Wurst wollte sich niemand nachsagen lassen. Inzwischen waren

auch die Därme gereinigt worden, eine wirklich unangenehme Arbeit, wie man sich leicht vorstellen kann. Der Fleischwolf für die Würste hatte vorn einen Trichter, auf den nun ein Ende des Darms aufgezogen wurde. Die fertige Wurstmasse wurde in den Fleischwolf gefüllt und dann in die Därme gepresst. Wenn ca. 25 cm gefüllt waren, wurde mit einem Bindfaden der Darm vorn und hinten abgebunden und abgeschnitten. So ging es weiter, bis die Wurstmasse verarbeitet war. Die Blut- und Leberwürste wurden danach in einem großen Kessel gekocht, das Fleisch musste garen, dann kamen sie in die Räucherammer.

Etwas ganz Besonderes war die Wurstsuppe: In dem großen Kessel, in dem die Würste gekocht wurden, platzte hin und wieder eine Wurst, so dass hier eine hervorragende Fleischbrühe entstand. Daneben wurde Pfannegrütze gekocht. Das war die Masse der Leberwurst, vermischt mit Buchweizen, ein Gericht, nach dem sich alle die Finger leckten. Von allen leicht verderblichen Fleischprodukten, wie z. B. Wurstsuppe, Pfannegrütze, Kesselfleisch, Koteletts bekamen die unmittelbaren Nachbarn, alle Helfer, der Metzger und die nächsten Verwandten etwas ab. Man hatte wie gesagt keine Kühlgeräte und war froh, wenn man zu einem anderen Zeitpunkt von anderen Schlachtungen etwas zurück erhielt. So konnte man zumindest über den Winter hin und wieder frische Fleischprodukte auf den Tisch bringen. In der übrigen Jahreszeit gab es Wurst, Schinken oder Bauchspeck, die im Gemüse mitgekocht wurden.

Kartoffelfeuer

Ende September begannen auf dem Lande die „Kartoffelferien“. Sie dauerten zwei Wochen und waren dafür vorgesehen, dass Schulkinder bei der Kartoffelernte helfen konnten. Ohne ihre Hilfe ging es nicht! Das war seit der Einführung der Kartoffel im 18. Jh. so. Schon vor Beginn der Ferien hatten sich die Kinder, die helfen wollten, erkundigt, wann die Ernte beginnen sollte. Am vereinbarten Tag standen sie dann morgens um acht Uhr bereit zur Arbeit, insgesamt ungefähr 20 Kinder. Bereits am Vortag hatte man die Erntekarren, einachsige, von Pferden gezogene Kippkarren, im Abstand von ungefähr 40 m auf dem Feld bereit gestellt. Mindestens sechs dieser Karren waren zur Ernte notwendig. Die Kinder verteilten sich mit einem Drahtkorb versehen in gleichmäßigen Abständen - die kleineren hatten kleinere Abschnitte - auf dem Feld. Der Kartoffelroder, mit zwei Pferden bespannt und von einem Erwachsenen geführt, warf mit einem ca. 1,20 m großen Schleuderrad jeweils eine Reihe Kartoffeln mitsamt Erde im hohen Bogen aufs Feld. Sofort stürzten sich die Kinder auf die Kartoffeln und sammelten sie in die Drahtkörbe. War ein Korb voll, musste er zur nächsten Karre getragen und dort ausgeleert werden. Das war für die Kleineren nicht leicht, denn der obere Rand der Karre war ungefähr in 1,50 m Höhe. Die Größeren wurden angehalten, wenn nötig, den Kleineren zu helfen.

War eine Karre voll, musste sie, mit einem Pferd bespannt, zum Hof gebracht werden. Dort wurde sie in den Schuppen neben der Scheune gekippt. So war ein Erwachsener ständig damit beschäftigt, die vollen Karren zum Hof zu fahren. Insgesamt brauchte man also drei Pferde für die Kartoffelernte. Als später ein Traktor angeschafft wurde, reichten zwei Pferde aus. Nach 1 ½ Stunden war Frühstückspause. Für jeden gab es ein großes, doppeltes Brot, mit Schinken oder Wurst belegt, dazu Milchkaffee, den sogenannten Blümchenkaffee. Frisch gestärkt ging es weiter bis zum Mittagessen, welches im Haus eingenommen wurde. In der Küche und im kleinen Zimmer hinter der Küche waren Bänke aufgestellt, so dass alle Kinder und Erwachsenen Platz fanden. Nach dem

Essen gab es eine Erholungspause von einer halben Stunde. Den Kindern diente sie aber weniger dem Ausruhen als vielmehr dem Herumtollen.

Nach der Mittagspause ging es mit frischen Kräften weiter bis zur Kaffeepause um ca. 16 Uhr. Dann gab es große Bleche mit Streuselkuchen und dazu wieder Blümchenkaffee. Um 18 Uhr war endlich Feierabend. Merkllich ruhiger zogen die Helden vom „Schlachtfeld“ nach Hause. Aber Einige, vor allen Dingen die Größeren, blieben noch: Jetzt wurde das trockene Kartoffelkraut auf dem Feld zu großen Haufen aufgeschichtet und angezündet. Um den größten Haufen versammelten sich die Kinder. Wenn das Feuer etwas herunter gebrannt war, warfen wir Kartoffeln in die Glut. Nun musste aufgepasst werden, dass die Knollen nicht verbrannten. Dann hatte man nur noch «schwarze Kohlen». Nach einigen Fehlversuchen erwischte man meist den richtigen Zeitpunkt. Wer die Kartoffeln rechtzeitig der Glut entnahm, konnte unter einer dicken, schwarzen Kruste eine warme, dampfende, äußerst wohlschmeckende Delikatesse herauschälen. Inzwischen hatte jemand Salz und Butter, manchmal auch ein paar Schinkenbrote gebracht. Schon wurde es dunkel. Die Abendkühle machte sich langsam bemerkbar. Wir rückten näher an das Feuer heran und schmausten um die Wette. Irgendwann erlosch das Feuer und es wurde unangenehm kühl. Schmutzig, verräuchert, müde, aber satt und zufrieden zogen wir im letzten Tageslicht nach Hause.

So vergingen vier bis fünf Tage. Wenn es mal stark regnete, musste die Ernte unterbrochen werden. Am Ende waren ungefähr 940 Zentner oder 47 Tonnen Kartoffeln geerntet worden. Jedes Kind hatte täglich 500 kg Kartoffeln oder zehn Säcke voll aufgesammelt und zur Karre getragen. Stolz und zufrieden nahm jeder zum Schluss seinen wohlverdienten Lohn in Empfang. Mit den Worten «Auf Wiedersehen im nächsten Jahr» zogen wir davon, den Kopf voller Gedanken, was wir mit dem Geld alles kaufen konnten. Denn Geld war damals in den Jahren nach der Währungsreform noch etwas besonders Wertvolles.

November

Im November sind die Tage schon wesentlich kürzer, besonders wenn dichter Nebel das Tageslicht dämpft. Die Welt ist seltsam still und abgeschlossen, selbst wenn man sich in vertrautem Gelände bewegt.

Der steinige Weg, auf dem ich gehe, hin und wieder eine Abflussrinne, die sich in die Wiese hinaus verliert. Habe ich sie nicht erst im Frühjahr sauber gemacht? Dann ein Zaunpfahl, er kommt mir bekannt vor. Ach ja, im Frühjahr hab ich Onkel Karl geholfen, den Zaun zu reparieren. Die eichenen Zaunpfähle am Wegesrand haben alle eine individuelle Form. Das macht sie unterscheidbar. Rechts im Nebel taucht eine Böschung auf. Dort finde ich eine kleine Höhlung im Erdreich, noch nicht ganz vom Gras überwachsen. Hier hatte im Frühjahr der Fuchs ein Wespennest ausgegraben, um an die fetten Maden zu gelangen, ein mutiger Bursche. Dann tauchen links und rechts die uralten Bruchsteinmauern auf, die den Weg einfassen, der jetzt über die Brücke zum Hof führt.

Schon seit Minuten habe ich ein monotones Rattern vernommen. Es klingt irgendwie vertraut, jedes Jahr einmal im Herbst, und dann täglich von morgens bis abends, zwei Wochen lang. Es gehört zum Hof, der auch im Wechsel der Jahreszeiten seine Geräusche wechselt. Links taucht groß und schwarz die Scheunenwand auf. Dann sehe ich endlich auch die Akteure. Drei Personen arbeiten an der Kartoffelsortiermaschine, die mit ihrem unaufhörlichen Takt das Tempo vorgibt. 940 Zentner Kartoffeln müssen sortiert werden. Die Kunden warten schon. Sie werden Ende November ihre



Abb. 9) Kartoffelernte auf dem Wesselberg: Die Kartoffeln werden gerodet.

bestellten Einkellerungskartoffeln erhalten. Da ist voller Einsatz gefordert. Einer schaufelt unaufhörlich Kartoffeln oben in die Maschine hinein. Einer sitzt auf einem Schemel vor der Maschine und nimmt von Hand die faulen und beschädigten Knollen heraus. Der Dritte bindet die vollen Säcke zu und stellt sie beiseite, links die normalen Kartoffeln für den Verkauf, rechts die kleinen für den eigenen Bedarf.

Sie sind so vertieft in ihre Arbeit, dass sie mich nicht bemerken. Noch eine Viertelstunde dann ist Feierabend. Dort, wo das Haupthaus steht, taucht im Nebel ein gelblicher Lichtschein auf und neue Geräusche: ein gedämpftes, metallisches Klacken verbunden mit einem kurzem Zischen, das Ganze in doppelter Ausführung, nicht im Gleichtakt, sondern wie zwei Instrumente mit zwei verschiedenen Dirigenten. Es ist die Melkmaschine, oder besser gesagt, die zwei Melkapparate, die sich nicht an ein gemeinsames Tempo halten wollen. Dazwischen ab und zu ein Muhen von einer Kuh, die mit ihrem prallen Euter nicht warten will, bis sie an der Reihe ist. Die andern stehen friedlich da und kauen mit vollen Backen, während sie gemolken werden. Zwei Apparate für zwölf Kühe, das macht zusammen eine halbe Stunde Melkzeit. Wenn eine fertig ist und die Saugbecher einer anderen angesetzt werden, bedankt diese sich hin und wieder dafür, indem sie mit ihrem Schwanz nach ihrem Wohltäter schlägt. Trifft sie ins Gesicht, so tut das ganz schön weh. Gar zu temperamentvollen Kühen wird der Schwanz festgebunden. Endlich ist auch die letzte Kuh fertig. Der Kompressor wird abgeschaltet, der letzte Eimer durch das Sehtuch in die Kanne geleert. Die vollen Kannen werden in den Kühlbrunnen draußen vor der Stalltür gehängt. Pro Tag sind es fünf bis sechs Kannen mit jeweils 20 Liter Milch. Über Nacht kühlen sie im Brunnenwasser aus. Morgen früh um 6:30 Uhr fährt Onkel Karl sie mit dem Gig, einem einspännigen, offenen, einachsigen Pferdewagen, zur Mintenbecker Straße, jeden Tag, bei jedem Wetter.

Ich bin inzwischen auf der Deele angelangt. Ein kurzer Zuruf vom Opa: «Kannst du mal eben die Pferde füttern?» Ich klappe den Deckel der Futterkiste auf, die vor den Pferdeställen steht, und fülle Häcksel in die Futtertröge. Die Heuportionen in den Futterraufen haben die Pferde schon leer gefressen. Nach dem Häcksel folgt noch ein Eimer Wasser für jedes Tier, oder auch zwei, wenn sie wollen.

Wenn rings herum gemampft wird, bekommt man auch selber Hunger. Zudem kommt aus der Küche ein verführerischer Duft von gebratenem Speck, Zwiebeln und Kartoffeln, etwa eine Potthucke? Die Vermutung wird zur Tatsache, als Oma endlich die Küchentür aufmacht und ruft: «Essen ist fertig! Sag mal allen Bescheid!» Etwas unwillig trenne ich mich von dem Duft und gehe hinaus. Inzwischen ist es Abend geworden. Ich hole die Drei von der Kartoffelsortiermaschine, die gerade verstummt ist. Noch schnell ein paar Säcke unters Dach gestellt, das Licht gelöscht, dann kommen sie mit müden Gliedern und etwas verkrümmten Rücken zum Essen. Die vom Nebel klammern Jacken und die Arbeitsschuhe werden ausgezogen, noch die Hände gewaschen und dann sitzt man am Tisch. Opa spricht das Gebet: «Komm Herr Jesu, sei du unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast, Amen.» Jetzt ist endlich Feierabend.

Backtag

Bis zum Jahr 1949 wurde auf dem Wesselberg einmal in der Woche Brot gebacken. Der alte, eiserne Backofen stand im hinteren Raum des westlich vom Haupthaus gelegenen Nebengebäudes. Zu der Zeit war im vorderen Raum noch der Schweinestall untergebracht. Am Abend des Vortages war bereits ca. 25 kg Teig im großen Holztrug für zehn Brote geknetet worden, eine Schwerarbeit. Zum Ansetzen des Teiges nahm man Sauerteig, ein wenig Teig vom Backen in der Vorwoche. Am Morgen des Backtages wurde der Backofen angeheizt. Er wurde mit trockenem Reisig gefüllt und angezündet. Bis zum Erreichen der notwendigen Temperatur von ca. 350° musste mehrmals nachgelegt werden. Nach 1 ½ Stunden war die genau abgemessene Menge Reisig verbrannt. Nun wurden Asche und Restglut aus dem Ofen geräumt, zuletzt mit einem nassen Lumpen nachgewischt. Währenddessen waren auch die am Morgen geformten Brote noch mal nachgegangen. Jetzt konnten sie mit einem langen Schieber in den Ofen geschoben werden. Nach einer Backzeit von ein bis zwei Stunden waren sie durchgebacken. Mit einer schönen, braunen Kruste kamen sie heraus und wurden bis zum Verbrauch im Hauskeller kühl gelagert. Am Backtag gab es als Leckerbissen eine Scheibe frisches Brot, dick mit Butter bestrichen. Da konnte einem schon das Wasser im Mund zusammenlaufen.

In der Restwärme des Backofens wurden ein oder zwei Blechkuchen gebacken, je nach Jahreszeit

belegt mit Streusel, Äpfeln oder Zwetschgen. Die waren für den Sonntag bestimmt. Für das Anheizen sowie den Backvorgang war eine große Erfahrung nötig, damit das Brot einerseits richtig durchgebacken wurde und andererseits nicht außen verbrannte.

Irgendwann war das Brotbacken nicht mehr rentabel. Der Bäcker Fritz Schnepfer von der Pöppelsheimer Mühle - er betrieb dort eine Bäckerei und einen Gasthof - brachte das Brot mit dem Auto direkt ins Haus. Die Backstube wurde nun zum Schafstall. Im Jahr 1954 machte ich mich daran, mit Schraubenschlüsseln, Meißel und Hammer den Backofen auseinander zu nehmen. Er hatte ausgedient. Wie viele Laibe Brot in ihm gebacken wurden, konnte mir keiner mehr sagen.

Ein Köppken Kaffee

Kaffee trank man auf dem Bauernhof sehr viel, morgens beim Frühstück, nachmittags während der Pause auf dem Feld, abends zum Essen, und immer, wenn Besuch kam. Eine heiße Kanne Kaffee stand auf dem Herd. Nein, kein Bohnenkaffee! Ersatzkaffee! Echter Bohnenkaffee war zu teuer! Ein Blick auf die Preise von damals, genauer auf die des Jahres 1953, ist aufschlussreich: Bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 49 Stunden verdiente ein Facharbeiter 1,92 DM in der Stunde. Ein kg Bohnenkaffee kostete 28,60 DM, ein kg Ersatzkaffee dagegen nur 2,- DM. Kein Wunder, dass die Oma die Kaffeebohnen nach dem Bedarf von Hand abzählte. In den Jahren nach den Weltkriegen war selbst der Ersatzkaffee noch zu teuer. Man brannte sich seinen Malzkaffee - Muckefuck - selber. Aus einem Gemisch von Gerste, Malz, Zichorie und Roggen wurde in einer speziellen Pflanze mit einem im Deckel eingebauten Rührwerk auf dem Küchenherd eigener Kaffee geröstet. Für besondere Gelegenheiten mischte man diesen Muckefuck mit etwas echtem Bohnenkaffee, wobei das Mischungsverhältnis der Gelegenheit oder dem Gast angepasst wurde. Puren Bohnenkaffee gab es nur zu Hochzeiten oder zu besonderen Geburtstagen. Ein plötzlich auftauchender Gast - Telefon gab es nur bei Behörden, Ärzten oder öffentlichen Einrichtungen - konnte jedoch in der Regel damit rechnen, eine Tasse Kaffee vorgesetzt zu bekommen. Eine Person, die Hausfrau oder die Oma, war immer zu Hause. Auch ein unangekündigter Gast war gern gesehen. Da man mangels Auto oder wegen fehlender Zeit höchstens einmal wöchentlich in die Stadt kam - vom Wesselberg meistens nach Brügge - freute man sich über jede Abwechslung.

Ein alltäglicher Gast war der Postbote, genauer gesagt, die Postbotin, nämlich Martha Wöste. Sie führte zusammen mit ihrem Ehemann die Poststelle an der Ahelle und trug einmal am Tag die Post und die Tageszeitung im Mintenbecker Tal aus, mit dem Fahrrad, bei jedem Wetter! Wenn im Winter der Schnee zu hoch lag, war sie zu Fuß unterwegs. Als es dann Ende der 1950er Jahre ein Dienstauto gab, wurde bei schlechtem Wetter die Post von Herrn Wöste ausgefahren. Martha Wöste war eine freundliche, liebenswerte Person, schon allein, weil sie uns Kindern oft ein Klümpchen - ein Bonbon - schenkte, die sie in ihrer Schürzentasche mitbrachte. Meist entwickelte sich schnell ein kurzes oder auch mal längeres Gespräch, vor allem, wenn es kalt und nass war: „Wollen Sie sich nicht ein bisschen aufwärmen? Ist ja wieder ein Sauwetter draußen!“ „Ja gerne, wenn ich darf.“ „Setzen Sie sich doch hin.“ „Ja, vielen Dank, ich bin ja nun auch nicht mehr die Jüngste!“ „Woll'n Sie ein Köppken Kaffee? Ist gerade frisch aufgebrüht.“ „Da freu' ich mich aber!“ Spätestens jetzt war das Eis gebrochen. Man erzählte hin und her und her und hin. Frau Wöste wusste viel zu berichten. Überall, wo ihr ein Köppken Kaffee angeboten wurde, konnte sie ihr



Abb. 10) Kartoffelernte auf dem Wesselberg: Die „junge Erntemannschaft“ bei der Kaffeepause.

Wissen an den Mann oder an die Frau bringen und wieder neues dazu erwerben. Das war nicht nur Klatsch im allgemeinen Sinn. Frau Wöste brachte auch Nachrichten weiter. Sie wusste über den Gesundheitszustand ihrer Kunden Bescheid. Man erfuhr, wer Hilfe nötig hatte, wer kleine Schweinchen verkaufte, wer ein neues Pferd brauchte. Ein klein wenig Sorgen hatte jeder. Nachbarliche Hilfe wurde großgeschrieben.

Selbstverständlich bekam auch der Tierarzt sein Köppken Kaffee und der Hufschmied, der sowieso zur besten Bekanntschaft zählte, und natürlich der Revierförster Alfred Wortmann, dessen Sohn ebenfalls Revierförster von Schloss Neuenhof wurde. Alfred Wortmann war für uns Kinder die herausragende Persönlichkeit, vor der wir höchste Ehrfurcht hatten, denn erstens trug er eine grüne Uniform, zweitens einen verwegenen Hut mit einem mächtigen Saubart daran. Die Krempe des Hutes war auf einer Seite nach oben, auf der anderen Seite nach unten geklappt. So etwas hatte kein normal Sterblicher. Schließlich drittens besaß Alfred Wortmann ein Gewehr. Auch das hatte sonst niemand. Das Gewehr - meist ein Drilling - hing er in der kleinen Stube an den Kleiderhaken, setzte sich in der Küche aufs Sofa, kriegte sein Köppken Kaffee und redete, meist mit Oma oder Opa, mit

denen er per „Du“ war. Sie waren ja auch etwa gleich alt.

Es gab viel zu reden, z. B. über Otto Borlinghaus, Opas Schwager, der im Wald einer Wildschweinspur gefolgt war, sich plötzlich einer angriffslustigen Bache gegenüber sah und auf den nächsten Baum flüchten musste. Oder dass auf den Feldern von Otto Borlinghaus vom Heimatforscher Manfred Sönneken eine mittelalterliche Eisenverhüttungsanlage ausgegraben wurde. Oder dass die Wildschweine wieder den Kartoffelacker umgegraben hatten. Oder über die Winterfütterung der Rehe, über die Wege, die nach dem Gewitterregen ausgewaschen waren. Alfred Wortmann war das Sprachrohr zum Baron, dem Eigentümer der meisten Höfe im Mintenbecker Tal, dem selbstverständlich am Wohlergehen seiner Pächter und Besitzungen gelegen war. Mit seinem Revierförster konnte man klären, wo Brennholz für den nächsten Winter geschlagen werden durfte oder auch Bauholz, wenn das Dach oder Sonstiges zu reparieren oder zu erweitern war. Während der Gespräche betrachteten wir verstohlen die Flinte und stellten uns schauernd vor, mit welchem fürchterlichen Krachen ein angriffslustiges Wildschwein sein Leben aushaucht. Ich vermute, dass Alfred Wortmann auf dem Wesselberg



Abb. 11) Um 1930 wurden die Wiesen noch von Hand gemäht. Die vier Männer brauchten zum Mähen der zum Hof gehörenden Wiesen insgesamt etwa 48 Stunden. Arbeitsbeginn war morgens um 4:00 Uhr.

richtigen Bohnenkaffee getrunken hat.

Sogar das Schicksal selber konnte eingreifen, wenn die Ehre des Kaffeetrinkens auf dem Spiel stand, wie folgende Geschichte erzählt: Einst waren zwei ältere Damen aus der Bekanntschaft zu Besuch. Sie erhielten selbstverständlich ihr Köppken Kaffee. Abends musste Oma mit in den Stall zum Melken und die beiden Besucherinnen waren für kurze Zeit sich selbst überlassen. Da gelüstete es eine von ihnen nach einem weiteren Köppken. Sie ging zum Küchenherd, wo die Kaffeekanne warm gehalten wurde, um sich ungefragt selbst zu bedienen. Dabei übersah sie im Halbdunkel, dass neben dem Küchenherd die Bodenklappe zum Keller offen stand. Mit einem Aufschrei verschwand sie in der Tiefe. Im Fallen griff sie nach der Klappe und zog sie, wie das Unglück es wollte, hinter sich zu. Damit war sie praktisch wie vom Erdboden verschluckt. Das alles hatte die andere ältere Dame so nicht mitbekommen. Völlig aufgelöst lief sie in den Stall und stammelte: «Ich weiß nicht, was passiert ist, plötzlich war sie weg!» Weil man aber aus der Tiefe des Kellers ein gedämpftes Wehklagen vernehmen konnte, war das Rätsel des Verschwindens schnell gelöst.

Runkelrüben

Nach den Kartoffeln wurden die Runkelrüben geerntet. Sie dienten ausschließlich als Viehfutter, wenn, ja wenn wir Kinder nicht gewesen wären. Die Runkel- oder Futterrübe wird bis zu 25 cm lang und ca. 15 cm dick. Ihre Farbe ist gelb- bis dunkelrot. Sie lässt sich hervorragend mit einem scharfen Messer bearbeiten. Was liegt näher, als aus ihr eine Fratze zu schnitzen und eine Kerze hinein zu stellen? Sogar im Unterricht der Volksschule hatte die Runkelrübe ihren Platz. Wer hatte die aufregendste Phantasie? Abends gab es einen Zug durch die dunklen Straßen der Stadt. Straßenlaternen brannten nur äußerst spärlich, dafür unsere Rübenlaternen umso heller. Nach dem Umzug standen sie noch eine Weile vor der Haustür, ob mit oder ohne Kerze.

Später im Jahr musste die Runkelrübe als Hustenmittel herhalten. Sie wurde teilweise ausgehöhlt. Man füllte etwas Zucker hinein, stellte sie in einen Topf und ließ sie auf dem Herdfeuer schwach vor sich hin köcheln. Ab und zu füllte man den warmen, süßen Saft, der sich in dem Topf sammelte, in eine Tasse und schlürfte ihn möglichst heiß hinunter. Das Ergebnis war umwerfend. Statt sieben Tage dauerte die Erkältung jetzt nur noch eine Woche.

Der Heubaum

Jahrhunderte lang bestanden die Erntewagen aus Holz mit nur wenigen Eisenteilen, z. B. Achsen, Beschläge und Radreifen, die dem größten Verschleiß ausgesetzt waren. Die Seitenborde waren leiterähnlich aufgebaut und recht niedrig, ca. 50 – 80 cm. Da der voll beladene Erntewagen bei Heu und Getreide durchaus eine Höhe von 4 m erreichen konnte, musste man so laden, dass nichts herunterfiel. Dazu waren zwei Personen nötig: Ein starker Mann, der die schweren Getreidegarben oder das Heu von der Wiese mit der Gabel hoch auf den Wagen hievte, und auf dem Wagen meist eine Frau, die das Erntegut entgegennahm und gleichmäßig auf dem Wagen verteilte. Zu dieser schwierigen Aufgabe gehörte viel Erfahrung. Wurde der Wagen schräg oder zu ausladend geladen, konnte er umkippen. War das Heu nicht fest gedrückt, konnte der Wind es herunter wehen, oder es fiel von den Erschütterungen während der Fahrt herunter.

War bei der Heuernte der Wagen vollgeladen, wurde er ringsherum mit dem Heurechen abgezogen, damit lockeres Heu nicht herunterfallen konnte. Endlich kam der Heubaum hinauf. Ganz oben, mittig wurde die ca. 12 cm dicke Stange aus

Tanne oder Fichte längs auf die Ladung gelegt. Vorn und hinten wurde der Heubaum mit stark angespannten Hanfseilen befestigt, so dass die Ladung zusammengedrückt und sicher auf dem Wagen gehalten wurde. Dann ging es heim auf den Hof zum Abladen. In der Zeit, in der man noch mit Pferden arbeitete und den steilen Weg an der Steinkuhle hinauffahren musste, waren diese Fahrten ein hartes Stück Arbeit. War der Tag heiß oder der Wagen besonders schwer, musste jemand mit einem Bremsklotz hinter dem Wagen herlaufen, um den Klotz sofort hinter die Räder zu schieben, wenn die Pferde eine Pause machen mussten. Bei unsicherem Wetter oder wenn Gewitter drohten, nahm man eine große Plane mit aufs Feld, um die Ladung notfalls abdecken zu können. Nasses Heu konnte keinesfalls eingelagert werden.

Besenbinden

Einmal im Jahr, meist im Herbst bei schlechtem Wetter, wurden neue Besen gebunden. Die alten waren nach starkem Gebrauch mehr oder weniger verschlissen. Zum Binden der Besen holte man aus dem Wald eine Ladung Birkenzweige. Auf der



Abb. 12) Nach der Ernte wurde noch einmal nachgereicht, damit auch nichts liegen blieb.

Deele wurden die Zweige auf eine gleichmäßige Länge von ca. 80 cm und 4 bis 6 mm Dicke geschnitten und wie ein Blumenstrauß am unteren Ende mit Draht fest zusammengebunden. Eine zweite Bindung erfolgte 20 cm weiter oberhalb, so dass die freistehenden, langen, dünnen Zweige wie ein großer, überdimensionaler Pinsel aussahen. War die zweite Bindung zu eng, so wurde der Besen zu hart und die Fläche der Borsten zu klein. War die Bindung zu weit, wurde der Besen zu weich und der Verschleiß war zu groß. Danach wurden die dünnen, weichen Ästchen auf eine gleichmäßige Länge zurückgeschnitten. Am unteren Ende, dort wo die Drahtbindungen waren, wurde der alte Stiel vom vorjährigen Besen eingeschlagen. Der neue Besen war fertig.

Die Besen wurden zunächst dort eingesetzt, wo auf ebenem, trockenem Untergrund Staub oder leichter Unrat aufzufegen war. Die neuen Besen waren für diesen Zweck noch weich und feinborstig, so dass man auch feinen Staub fegen konnte. Der häufige Gebrauch nutzte die Besen ab, d. h. die feinen Ästchen verschwanden, die verbleibenden Borsten waren dicker und härter. Die Besen wurden nun dort verwendet, wo es dickeren, möglicherweise feuchten Dreck zu kehren galt. Zum Schluss wurden sie im Stall eingesetzt, wo man schweren, festgetretenen Mist beseitigen musste. Hier waren die harten unteren Äste des Besens gefragt. Inzwischen war der Besen auf die Hälfte seiner

ursprünglichen Länge geschrumpft. Zeit für einen neuen!

Seile drehen

Seile gebrauchte man immer auf dem Hof, z. B. wenn es darum ging, eine Ladung festzuzurren oder wenn Bauholz oder Bretter hochgezogen werden mussten. Seile waren jedoch teuer. Da auf dem Hof ausreichend Hanfschnur für den Selbstbinder vorhanden war - der Selbstbinder mähte das Getreide und band es gleichzeitig mit dem Bindegarn zu Bündeln - fertigte man die Seile selbst an. Das ging so: Auf einem Brettchen waren vier drehbare Haken im Quadrat angebracht. Auf die Haken wurde je eine doppelte Schnur eingehängt mit dem 1,3-fachen der Länge des gewünschten Seiles. Mit einem weiteren Brett wurden alle vier Doppelseile gleichzeitig verdreht. Nach einigen zig Umdrehungen hatten die Doppelseile das Bestreben, sich zusätzlich umeinander zu drehen. Damit dies nicht unkontrolliert geschah, wurde der Vorgang von einer weiteren Person mit einem Führungsdorn aus Holz so gesteuert, dass ein gleichmäßig, fest gedrehtes Seil entstand. Zum Schluss wurde das

Seil vorn und hinten geknotet, damit es sich nicht wieder aufdrehen konnte.

Habicht, Fuchs & Co.

Es ist nicht so, dass auf dem Lande alle Lebewesen in holder Eintracht zusammen lebten. Im Frühjahr, wenn die frisch geschlüpften Küken heranwuchsen, konnte es passieren, dass plötzlich die Hühnerschar mit dem Hahn an der Spitze ein mordsmäßiges Spektakel aufführte. Dann hieß es, sofort die Hunde raus und nach der Ursache schauen. Meist war es ein harmloser Mäusebussard, der am Himmel seine Kreise zog. Hin und wieder wurde es ernst, wenn nämlich in der Nähe ein Habichtpärchen seine Jungen aufzog und viel Nahrung brauchte, um die hungrigen Mäuler in seinem Nest zu stopfen. Kam man früh genug ins Freie, sah man den Räuber - damals hieß er noch „Raubvogel“, heute heißt er freundlicherweise „Greifvogel“ - schemenhaft davon streichen. Andernfalls fehlte eines der Hühner. Ein paar Federn auf dem Boden oder langsam vom Himmel schwebend kündeten von der Missetat. Wurde es zu schlimm mit dem Räuber, musste Förster Wortmann kommen.

Der kam auch, wenn der „Rote“, der Fuchs in der nahen Steinkuhle, seine Jungen aufzog. Vier bis fünf junge Füchse im Bau waren keine Seltenheit. Im Schutz der vielen Obstbäume und des hohen Grases schlich er sich vorsichtig an seine Beute heran. Ein kurzer Spurt von zwei bis drei Metern

und das Huhn gehörte ihm. Blitzschnell verschwand er wieder in der Steinkuhle. Das Klagen des Opfers war noch eine Weile zu vernehmen. Wurde er jedoch rechtzeitig von seinen potentiellen Opfern entdeckt, begannen die sofort mit lautem Geschrei. Dann standen die Chancen nicht schlecht, dass die Hunde ihn rechtzeitig vertreiben oder die Hofbewohner, mit Steinen schmeißend, ihm die Beute wieder abjagen konnten. Einmal war es das letzte Huhn, das der Fuchs bekam. Jetzt ging es nämlich ihm an den Kragen! Wir Kinder zogen los, um in der Steinkuhle nach dem Bau zu suchen. Das war nicht schwierig, denn viele Möglichkeiten, Höhlen in den harten Fels zu graben, gab es nicht. Fanden wir nichts, Förster Wortmann bzw. sein Hund fand den Bau auf jeden Fall. Jetzt gab es zwei Möglichkeiten:



Abb. 13) Der elektrische Heuaufzug am Haus machte die Arbeit wesentlich leichter.

Entweder der Hund konnte den Fuchs aus dem Bau treiben oder man grub den Fuchs aus, was natürlich viel aufwändiger war. Wir Kinder hatten bei diesen Aktionen nichts zu suchen. Schließlich wurde scharf geschossen, wenn der Fuchs an einem der meist mehreren Ausgänge des Baues auftauchte. Gelang ihm jedoch die Flucht, war es doch um seine Jungen geschehen. Die wurden auf jeden Fall vom Hund aus dem Bau geholt. Der Fuchs zog beim nächsten Mal entweder seine Jungen woanders auf oder aber er machte zumindest auf dem Hof keine Beute mehr. Schließlich war er ein „schlauer Fuchs“. Wir Kinder waren hin und her gerissen zwischen den Räubereien und der gerechten Entrüstung der Erwachsenen und dem Mitleid besonders mit den jungen Füchsen.

Einmal fanden wir einen jungen Fuchs, angefahren von einem Auto oder Motorrad. Er lag so anrührend am Wegrand, dass wir ein paar Tränen vergossen, ihn kurzerhand mitnahmen und an einem schönen Platz am Waldrand bestatteten. Selbstverständlich mit einem Kreuz und einer Vase mit Wiesenblumen. 13 Hühner auf einmal, da gab es bestimmt kein Mitleid mehr mit dem Räuber. Dieses Mal handelte es sich aber um einen Iltis. Er war abends in der Dunkelheit irgendwie in den schon verschlossenen Hühnerstall geschlüpft und hatte ein wahres Blutbad angerichtet. Die Hühner konnten nicht flüchten. Im Dunkeln kreischten sie in Panik und flatterten wild durcheinander. Als die Hunde im Haus endlich anschlügen und man mit Knüppeln bewaffnet zum Hühnerstall eilte, war es schon zu spät. Bis wir Kinder in der allgemeinen Aufregung auch wach wurden und aus unseren Betten krochen, lagen

alle 13 Opfer blutverschmiert auf dem Deckel des Wasserbehälters auf der Deele. Das kalte Grauen kroch uns den Rücken herunter. Ob wir in dieser Nacht noch zum Schlafen gekommen sind, das weiß ich nicht mehr.

Rauchen

Mein Opa und Onkel Karl rauchten wie viele andere Männer Pfeife oder Zigarren (Zigaretten waren zu teuer), meistens am Feierabend und in Arbeitspausen oder wenn Besuch kam. Deshalb muss sich bei uns Kindern schon früh der Wunsch festgesetzt haben, dass Rauchen wohl eine himmlische Kostbarkeit sei, welche man um jeden Preis so früh wie möglich selbst genießen sollte. Glücklicherweise baute Opa seinen Tabak selber im Garten an. Die getrockneten Büschel hingen auf dem Dachboden. Das Tabakproblem war damit gelöst. Kam noch die Pfeife: Zu Nikolaus gab es für uns Kinder den Stutenkerl, ein ca. 30 cm großes Männchen aus einem Weißmehlgebäck, der im Arm eine kleine, weiße, echte Porzellanpfeife hielt, fast so, als ob uns die Erwachsenen damit absichtlich in Versuchung führen wollten. Natürlich hielten die Stutenkerlpfeifen nicht ewig, so dass wir uns selbst welche bauen mussten: Im einfachsten Fall ein runder Holzklötz, aufgebohrt und mit einem ausgehöhlten Hollunderast versehen. Später wetteiferten wir darin, wer die schönsten Pfeifen, möglichst aus einem Stück, bauen konnte. Die grundlegenden Fertigkeiten im Schreinerhandwerk haben wir uns wohl in der heimlichen Ausführung eines Lasters erworben!

Eines Sonntagmorgens stach uns wieder einmal der Hafer, will sagen der Tabak. Nachdem wir eine Pfeife des selbstangebauten Tabaks probiert hatten, wurden wir verwegener und rauchten verschiedene Laubarten, Holunder- und Buchenblätter. Gut schmeckte eigentlich keins! Im Lauf der Zeit wurden unsere Zungen immer pelziger. Froh waren wir, als endlich zum Mittagessen gerufen wurde. Sonntagmittags gab es meistens zuerst eine klare Hühnersuppe. Die ersten Löffel schmeckten recht gut. Plötzlich brach es ohne Vorwarnung mit Urgewalt aus mir heraus. Ich sprang auf, um die Reste des Frühstückes irgendwo draußen abzuladen, deshalb ist mir wohl das schadenfrohe Gelächter der Erwachsenen entgangen. Als ich nach einigen

Minuten wieder hereinkam, sagte Onkel Karl scheinheilig: «Das kommt davon, wenn man unreife Pflaumen isst!» Den Rest des Tages verbrachte ich liegend im stillen Kämmerlein mit langsam nachlassender Übelkeit.

Das Lachen haben wir den Erwachsenen aber heimgezahlt: Abends saßen Onkel Karl und Hugo Fischer oft zusammen in der Küche, Zeitung lesend und dabei rauchend. Ab zehn Uhr wurde es spannend: Dann wurden die Helden müde, Tante Friedchen rief zum wiederholten Mal von oben: «Karl, komm ins Bett, morgen früh ist die Nacht rum!» Die Köpfe wackelten bedenklich. Die Pfeife hing herab. Wir saßen mucksmäuschenstill auf der Ofenbank. Endlich fiel die Zigarre aus dem Mundwinkel oder die Pfeife hing soweit herab, dass der noch glühende Tabak herausfiel, meist harmlos auf den Fußboden. Aber gelegentlich blieb er auf der Cordhose liegen, brannte ein Loch in die ohnehin schon oft gestopfte Hose und produzierte einen Schmerzensschrei. Das waren die Momente unseres stillen Triumphes. Laut zu lachen trauten wir uns aber nicht.

Im hohen Alter bekam der Opa Herzasthma. Das Arbeiten fiel ihm zunehmend schwer. Der Arzt riet: „Unbedingt mit dem Rauchen aufhören!“ Das fiel Opa besonders schwer. Weil Oma sorgfältig darauf achtete, dass das Rauchverbot eingehalten wurde, fing er an, heimlich zu rauchen. Um sein Pfeifchen zu genießen, saß er meist auf der Deele auf dem Haferkasten. Wenn er jedoch die Oma hörte, verschwand die Pfeife blitzschnell, und zwar in seiner Hosentasche. Dort glomm sie still vor sich hin, bis die Gefahr vorüber war. Das konnte mitunter lange dauern, so dass hin und wieder der Hosensack in Mitleidenschaft gezogen wurde und regelrecht verbrannte. Nach dem Waschen verschwand glücklicherweise der Tabakgeruch aus der Hose. Aber irgendwie muss die Sache doch ans Licht gekommen sein. Sonst könnte ich sie ja wohl nicht aufschreiben.

Das Spielzeugauto

Es muss wohl im Sommer 1949 gewesen sein. Wir spielten draußen zu zweit mit einem einfachen Holzauto. Spielzeug war um die Zeit noch Mangelware. Das Auto stammte wahrscheinlich aus der Zeit vor dem Krieg. Die Farbe war schon



Abb. 14) Ein Puppenwagen auf dem Wesselberg, der um 1955 von Fritz Schürmann gebaut wurde.



Abb. 15) Der Hof Hinterwesselberg im Winter 1932/33.

längst abgeblättert, aber es hatte vier Räder und ein Lenkrad. Ein Auto für zwei Kinder? – Irgendwann gab's dann unweigerlich Streit. Das hörte der Opa, der irgendwo auf dem Hof arbeitete. Wir waren wohl ziemlich laut. Er kam herbei: „Ich glaube, ich kann euch helfen. Kommt mal mit in den Schuppen!“ Wir folgten ihm brav, voller Erwartung. Er nahm das Auto und spannte es in den Schraubstock, holte eine Säge und setzte zum Sägen an: „Wer will die vordere Hälfte?“ Wie aus einem Munde schrien wir: „Nein, nein, sofort aufhören!“ Opa sagte: „Ich wollte doch jedem von euch zu einem Stück Auto verhelfen. Ist euch das nicht recht?“. Kleinlaut kam es von uns zurück: „Ab jetzt streiten wir nicht mehr! Bitte, lass das Auto ganz!“ Wie lange dieser Frieden anhielt, weiß ich nicht mehr.

Weihnachten 1949

Genau zu Weihnachten, am 25. Dezember, kam meine Schwester Liesel-Christa zur Welt. Sie konnte es wohl nicht erwarten, da sie eigentlich erst Anfang Februar geboren werden sollte. Ausgerechnet im Gottesdienst am Heiligen Abend gab sie das vereinbarte Zeichen. Da sie zu früh kam, musste meine Mutter in die Entbindungsklinik zu Frau Berker nach Schalksmühle. Frau Berker hatte auch schon mir ans Licht der Welt geholfen, das war am 2. März 1942 auf dem Wesselberg im Schlafzimmer der Großeltern. In unserem Haus im Oenekinger Weg hatten wir noch kein Telefon. In der Nachbarschaft gab's aber eins. Mein Vater rief zunächst in der Wesselberger Schule an und bat, dass jemand zum Wesselberg ginge und dort Bescheid sagte, dass Opa mich holen solle. Wenig später holte Frau Berker meine Mutter mit dem Auto ab. Sie war eine der wenigen Personen, die damals ein Auto besaßen.

Nach einer Stunde kam mein Opa mit dem Gig, einem leichten Einspänner. Mittlerweile hatte es sacht zu schneien begonnen. Ich wurde warm angezogen und in mehrere Pferddecke gehüllt. Mein Weihnachtsgeschenk, einen roten

Blechlastwagen zum Kippen mit Federaufzug, hielt ich fest an mich gedrückt. An jeder Seite des Gigs war eine Laterne mit jeweils einer Kerze angesteckt. So machten wir uns auf den Weg. Die Straßen waren leer und verlassen. Spärlich erleuchteten die Laternen den frisch gefallenen Schnee. Wir zogen die Köpfe tief zwischen die Schultern und vertrauten dem Pferd, das den Weg allein fand. Das Klappern der Hufeisen auf dem Pflaster wurde leiser, gedämpft durch den stetig fallenden Schnee. Die Talstraße hinunter sah man hier und da hinter den Fenstern erleuchtete Weihnachtsbäume, den letzten an der Pöppelsheimer Mühle. Dort ging es durch den Hohlweg steil den Berg hoch. Hier war es

wirklich dunkel. Oben sahen wir bald die Lichter des Hofes Kütthe, Haus Nr. 27. Nach weiteren Minuten fuhren wir über die Brücke des alten Steinbruchs auf den Hof Wesselberg. Ich sprang vom Gig und rannte zur Haustür, während Opa den Gig in den Schuppen stellte, das Pferd in den Stall führte und abtrieb.

In der Küche wurde gerade zum Weihnachtessen gedeckt. Meine kleine Kusine Marie-Luise trippelte aufgeregt hin und her. Stolz zeigte ich meinen Lastwagen. Die Aufregung daheim war längst vergessen und was sich im fernen Schalksmühle tat, davon hatte ich keine Vorstellung. Kurz vor dem Essen kam der Opa herein, in der einen Hand einen



Abb. 16) Familie Karl Frese sen. Weihnachten 1932. Von links: Robert, Vater Karl, Mutter Marie, stehend Karl, darunter ein Knecht, Meta, Mariechen.

leeren Tonkrug, in der anderen ein Bund Stroh. Mit den Worten: «Ich gehe jetzt und hole die Eselsmilch» ging er hinaus in die Dunkelheit. Auf meinen fragenden Blick hin erklärte Oma: «Der Opa trifft sich jetzt mit Knecht Ruprecht im Wald hinter der Fohlenweide und bringt dem Esel ein Bund Stroh zum Fressen. Als Dank dafür darf er dann den Esel (es war wohl eher eine Eselin) melken». In diesem besagten Wald hinter der Fohlenweide war eine Futterkrippe für die Rehe, die der Opa bei viel Schnee im Winter fütterte. Nach einer Weile kam er mit dem dampfenden Krug Milch in der Hand, die Kappe und die Jacke mit Schneeflocken überzuckert, wieder herein. Alle waren bereits zum Essen versammelt. Jeder bekam eine Tasse mit der warmen Eselsmilch.

Nach dem Essen kam endlich die Bescherung. Die Tür zur guten Stube wurde geöffnet. Da stand er nun, der Weihnachtsbaum mit den bunten Kugeln, in denen sich die Flammen der Kerzen spiegelten. Das Lametta erzeugte hunderte von Lichtreflexen, ganz oben die Spitze mit den glitzernden Glasfasern und den kleinen Glöckchen. Wir Kinder durften nun vorgehen. Hinter uns stimmten die Erwachsenen leise an: «O du fröhliche,...» Die ersten Takte waren noch sehr verhalten. Aber dann wurden die etwas eingerosteten Stimmen immer klarer. Wir Kinder schauten und staunten. Im Dämmerlicht unter dem Weihnachtsbaum nahmen wir jetzt auch die Weihnachtskrippe wahr.



Abb. 17) Eine Weihnachtskrippe zum Aufklappen, eine sogenannte Buchbühne, hergestellt in Lüdenscheid um 1950.

Der Autor: Gerhard Rüsseler, Tulpenstraße 5, 76275 Ettlingen

Dr. Eberhard Fricke †

Am 16. November 2013 verstarb in Düsseldorf im Alter von 82 Jahren Dr. Eberhard Fricke, Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse.

Eberhard Fricke wurde am 24. März 1931 in Paderborn geboren und kam nach dem Krieg mit seinen Eltern nach Lüdenscheid. Nach dem Abitur 1951 am Zeppelin-Gymnasium studierte er Rechts- und Staatswissenschaften und wurde 1957 zum Dr. jur. promoviert. 1960 trat er in den Dienst des Landes Nordrhein-Westfalen, seit 1975 als Generalreferent und Leiter der Grundsatzgruppe im Finanzministerium. Nach der deutschen Wiedervereinigung half er in Brandenburg



bei der Aufstellung des ersten Staatshaushaltes und beim Aufbau des Landesrechnungshofes, zu dessen Präsidenten ihn der Landtag Brandenburg im Oktober 1991 wählte. Seit 1. Januar 1996 lebte er im Ruhestand.

Eberhard Fricke gehörte zu den Gründern des Lüdenscheider Geschichtsvereins. Sein Klassenlehrer Wilhelm Sauerländer hatte die Grundlage für seine lebenslange Beschäftigung mit der westfälischen und besonders der Lüdenscheider Geschichte gelegt. Sein erster Beitrag in den Geschichtsblättern

Der Reidemeister im Jahr 1958 befasste sich mit dem Güterbestand des Stiltinger Lehnsverbandes. Das war der Ausgangspunkt für zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge, die sich in seinen Geschichtsforschungen und landeskundlichen Entdeckungsreisen in immer größeren Kreisen entfalteten. Der Kreis Lüdenscheid ehrte ihn 1973 für seine «Verdienste im Bereich der heimatgeschichtlichen Forschung in Verbindung mit der Klärung rechts- und verwaltungshistorischer Fragen des heimatlichen Raums» mit der Verleihung des Kulturpreises. Mehr als 150 Titel zur Orts-, Regional- und Landesgeschichte hat er veröffentlicht. Dabei blieb die Geschichte der Frei- und Vemegerichtsbarkeit im Süderland Dreh- und Angelpunkt seiner Arbeiten, so dass er als der «Veme-Fricke» weithin bekannt wurde. Über seine Forschungen zur Geschichte der Gerichtsbarkeit in Lüdenscheid Stadt und Land erschien am 16. August 2010 auch sein letzter Beitrag im *Reidemeister*. Bis in sein letztes Lebensjahr begleitete er seine „Hauspostille“, den *Reidemeister*, mit Anerkennung und weiterführenden Fragen.

Seit seiner Familiengründung 1965 lebte Dr. Eberhard Fricke in Hilden im Rheinland. Der Liebe zu seiner sauerländischen Heimat und seinem Interesse an der Geschichte des märkischen Raumes tat das keinen Abbruch. Als Referent des Geschichtlichen Forums, Teilnehmer unserer Exkursionen, Besucher der Kreisheimattage und vor allem als Autor des *Reidemeister* hielt er lebendigen Kontakt und suchte die Begegnung. Im Februar 2006 ernannte ihn der Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid zu seinem Ehrenmitglied. Mit Dr. Eberhard Fricke verlieren wir einen gewissenhaften Autor und beliebten Referenten, einen liebenswürdigen Menschen und aufrichtigen Freund. Wir bleiben ihm zu großem Dank verpflichtet. Sein Wirken ist uns Vermächtnis.

Dr. Dietmar Simon
Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Lüdenscheid e. V.

Hartmut Waldminghaus
Schriftleiter der Geschichtsblätter „Der Reidemeister“



Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
Herausgeber: Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.
Kerksgiststraße 4, 58511 Lüdenscheid, Telefon 02351/17-12 01
www.ghv-luedenscheid.de

Schriftleiter: Hartmut Waldminghaus
Druck: Märkischer Zeitungsverlag GmbH & Co. KG



Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.